

INTERVIEW

Damian Zimmermann im Gespräch mit Nikita Teryoshin

„Man darf nicht zynisch werden“

Mit seiner besonderen Bildsprache und seinem Blick fürs Absurde gehört **Nikita Teryoshin** (Jahrgang 1986) zu den angesagtesten Editorial- und Dokumentarfotografen in Deutschland. Am 25. Januar 2024 erscheint sein Buch „Nothing Personal – The Back Office of War“ über internationale Waffemessen.



Nikita Teryoshin, Foto: © privat

Alle Fotos: © Nikita Teryoshin



Damian Zimmermann: Eines der ersten Bilder, mit denen du mir aufgefallen bist, war das vom CDU-Parteitag 2019 in Leipzig. Du hast einen Arbeiter fotografiert, der das C aus dem übergroßen CDU-Logo demontiert und weggetragen hat. Es galt als Symbol der Selbstdemontage der Partei und die Verabschiedung ihrer christlichen Werte.

Nikita Teryoshin: Ich bin am letzten Tag noch mehrere Stunden in dieser Halle geblieben und habe gewartet, bis die Buchstaben abgebaut werden. Ich dachte mir schon, dass das ein spannendes Motiv sein könnte, habe aber nicht damit gerechnet, dass es so lange gedauert hat. Es war noch ein Kollege vor Ort, aber dem wurde es irgendwann zu viel und er ist gegangen.

Du hast einmal gesagt: „Wenn du ein gutes Bild machen willst, stell dich nicht dahin, wo die anderen stehen.“ Ist das etwas, was man im Studium lernt oder erst, wenn man Jobs macht?

Ne, das habe ich im Beruf gelernt. Auch beim Fußball im Stadion oder in der Politik oder auch bei den Parteitagen, zu denen ich anfangs ja auch ohne Auftrag hinge-

gangen bin. Natürlich riskiert man mehr, wenn man sich woanders hinstellt, denn es gibt keine Garantie, dass man ein gutes Foto macht und gleichzeitig verpasst man den Shot, den alle anderen haben. Außerdem kann man auch Ärger mit den Kollegen und Kolleginnen bekommen, wenn man sich auf die andere Seite stellt, weil man dann ja auf dem Foto der anderen drauf ist. Da muss man

bei einem Job immer abwägen. Außerdem riskiert man auch, dass man seinen Platz in der Pressegruppe verliert, wenn man ihn einmal verlässt – und dann hat man definitiv einen schlechteren Platz als die anderen. Wenn man im Auftrag arbeitet, geht man auch eher auf Nummer sicher, denn man will den Kunden nicht enttäuschen. Dabei werden solche Standard-Bilder oft nicht genommen, denn die Kunden wollen auch etwas Neues und Anderes sehen als das, was die Konkurrenz hat. Außerdem sind diese Bilder über die Tagesaktualität hinaus meist wenig interessant.

Du hast an der FH Dortmund studiert und in dieser Zeit ein Praktikum beim Vice-Magazin gemacht, was in etwa der Punker unter den Magazinen ist: Vice steht für eine sehr eigene und moderne Bildsprache und dem sehr anderen Umgang mit Themen. Inwiefern hat dich dieses Praktikum geprägt?

An der FH Dortmund hatten wir damals nicht so einen richtigen Bezug zum Berufsleben und ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie man als Fotograf in die Redaktionen hineinkommt. Das Vice-Magazin kannte ich aus Skater-Läden und fand immer mega cool, was sie für Stories und Fotostrecken hatten. Deshalb habe ich mich damals bei denen beworben. Natürlich gab es kein Geld dafür, aber das wird heute kaum anders sein (lacht). Ich war drei Monate in Berlin und hatte auch gar kein richtiges digitales Equipment, das hat mich etwas ausgebremst. Es hat mich aber total geflasht, wie schnell alles ging und wie spontan man dann einfach zu Interviews mitgefahren ist und innerhalb von wenigen Minuten bekannte Leute porträtieren musste. Auf einmal musste ich abliefern. Davor im Studium hat man alle Zeit der Welt, um seine Aufgaben zu erfüllen und macht sich dann vielleicht auch zu viele Gedanken. Das war eine wirklich gute und wichtige Erfahrung, die mich geprägt hat. Auch in dem Zusammenhang, dass mir klar wurde, dass ich etwas tun musste, um voranzukommen. Ich habe mir dann selbst Themen gesucht und Veranstaltungen wie die Bestattungsmesse in Düsseldorf besucht und habe dort auch Interviews mit dem Bundesverband Deutscher Bestatter geführt. Solche Geschichten habe ich dann auch an die Vice verkauft.

Hatte das Praktikum auch Einfluss auf deinen fotografischen Stil? Deine heutigen Fotos haben ja eine ganz eigene Handschrift und dafür wirst du auch gebucht. Neben dem entfesselten Blitz, den



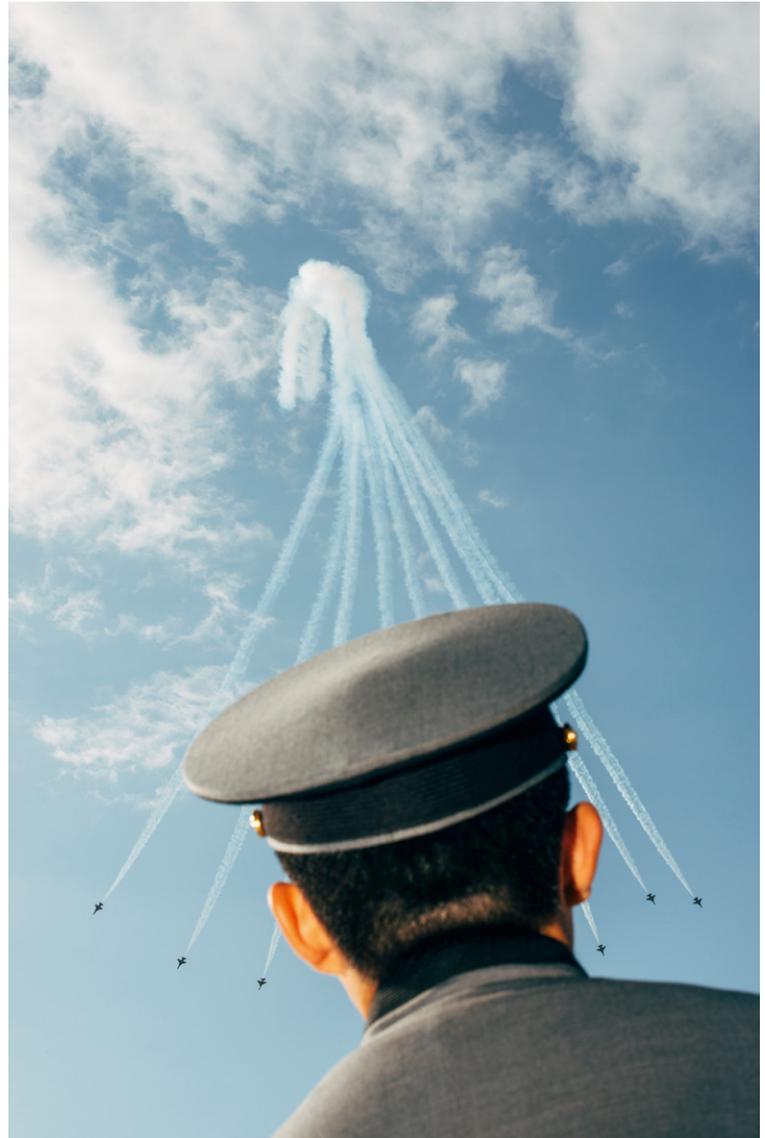
auch andere einsetzen, kommen noch Humor und Absurdität hinzu.

Ich selbst bezeichne meinen Stil als „Street Documentary and Everyday Horror“. Und das hat sich während oder auch nach dem Praktikum heraus entwickelt. Meine ersten Arbeiten mit Blitzlicht waren meine Abschlussarbeit „Hornless Heritage“ über die deutsche Milchkuh und die Besuche auf Waffenmessen. Bei beiden Serien dachte ich damals noch, dass es auch ohne Blitz funktionieren würde, aber ich hatte sie mit Blitz begonnen und wollte eine stringente Bildsprache beibehalten. Ich habe mich also selbst dazu verdonnert, den entfesselten Blitz weiterhin zu nutzen. (lacht)

Du möchtest aber nicht mit Martin Parr verglichen werden, oder?

Man kann mich gerne mit Martin Parr vergleichen und manchmal entdecke ich in alten Büchern von ihm Fotos, bei dem ich mir denke „Krass, dass er das auch schon fotografiert hat“. Aber Lars Tunbjörk fühle ich mich da grundsätzlich näher, denn Martin Parr und Bruce Gilden sind in gewisser Weise gemeiner zu den Menschen, die sie fotografieren. Ich versuche eher Arbeiten über Systeme zu machen und einzelne Menschen nicht bloßzustellen. In „Nothing Personal“ über die Waffenmessen kann man eigentlich keinen einzigen Menschen erkennen. Ich will niemanden vorführen, nur weil die Person so oder so aussieht, oder eine einzelne Person für etwas verantwortlich machen. Bei den Parteitagen ist das etwas anders, da kann man schon erkennen, was für ein Schlag von Menschen sich dort aufhält. Die Mächtigen darf man ruhig aufs Korn nehmen.

Ich war auch ganz begeistert von deinem kleinen, unprätentiösen Büchlein „Carte des Vins“, das wie eine Getränkekarte daherkommt und in dem du nur Fotos von Men-



schen bei einer Weinverkostung zeigt, die den Wein wieder ausspucken.

Danke. Die Idee kam mir während der Pandemie und die Fotos entstanden während eines Auftrags für das SZ-Magazins. Das sind die Bilder, die am Ende nicht veröffentlicht wurden, aber ich fand sie so spannend, dass ich daraus diese Fake-Weinkarte gemacht habe.

Da sind wir bei der alten Frage „Was ist ein gutes Bild?“ und ich bin ja der Meinung, dass es keine schlechten Bilder gibt, sondern dass es darauf ankommt, wofür man sie verwendet. Ins Magazin haben es die Bilder nicht geschafft, aber trotzdem sind sie stark und lustig, wenn man sie aus einer anderen Perspektive betrachtet.

Ich glaube schon, dass es schlechte Bilder gibt (lacht), aber diese Fotos waren vielleicht schon zu gut für die Geschichte im SZ-Magazin. Da ging es nämlich um die Weinkönigin und diese Bilder waren dann doch ein bisschen zu hart. Umso schöner, dass es als eigenständiges Heft funktioniert. Ich arbeite oft impulsiv

und mache gerne kleine Geschichten mit kleinen Publikationen. Das merke ich gerade auch wieder bei meinem großen Projekt „Nothing Personal“. Das hat mich etwas überfordert, weil es so viele Entscheidungen zu treffen gab. „Carte des Vins“ ist in einem Rutsch entstanden. Ich habe die Bilder zusammengestellt und es hat sich richtig angefühlt und ein paar Wochen später war es fertig. An „Nothing Personal“ sitze ich schon seit Jahren und hatte mehrere Dummies. Bei einem so großen Projekt will man einfach alles richtig machen und dem Thema gerecht werden und man macht sich selbst einen enormen Druck. Man kann den eigenen hohen Erwartungen aber sowieso nicht gerecht werden, weil man bei einem solchen Projekt immer auch Kompromisse eingehen muss.

Du hast mal erwähnt, dass du oft auf Veranstaltungen oder bei Aufträgen unterschätzt wirst. Ist das ein Vor- oder ein Nachteil?

Ich glaube, das ist ein Vorteil. Zu Parteitagen gehe ich nicht mehr so gerne, denn ich habe das Gefühl, dass da mittlerweile viele Foto-



grafen sind, die das gleiche machen wollen wie ich und dass es dann in einen komischen Konkurrenzkampf ausartet. Insgesamt ist es aber ganz angenehm, unterschätzt zu werden. Ich weiß, das klingt merkwürdig, aber ich gehe ja nicht zu Bewerbungsgesprächen, sondern mache Fotos. Allerdings: Bei kommerziellen Jobs habe ich schon noch manchmal das Gefühl, dass sich die Leute fragen, wen sie da eigentlich engagiert haben (lacht). So bin ich aber nun einmal und ich verbiege mich nicht gerne. Ich glaube aber, dass ich es immerhin schaffe, dass sich die Leute, die ich porträtiere, wohl fühlen. Vielleicht, weil ich so ungefährlich wirke (lacht). Ich mache mich selbst oft zum Kasper, komme mit komischen Dialekten, die ich nicht zurückhalten kann und mache manchmal merkwürdige und auch leider schlechte Witze. Vielleicht auch, weil ich selbst aufgeregt bin. Wobei das heutzutage natürlich viel seltener der Fall ist als früher.

Vor welchen Aufträgen bist du nervös?

(denkt nach) Vielleicht, wenn es um Cover-Shootings geht. Dann geht die Maschine im Kopf los und man macht sich über alles Gedanken. Ein bisschen nervös sollte man aber immer sein, denn sonst wird einem alles gleichgültig. Da muss man eine gute Balance finden aus Erfahrung, Neugierde und positiver Aufgeregtheit. Man darf auf keinen Fall zynisch und abgeklärt werden und sagen „Komm, das schieße ich schnell weg und dann geht es weiter.“ Da muss ich an einen lokalen Zeitungs-fotografen bei einem Tiergottes-

dienst an einem Sonntagmorgen in Dortmund denken. Er wirkte etwas verkatert, ging zum Altar und hat die dort stehende Ziege aus nächster Nähe mit einem Weitwinkel anvisiert, ungefähr 20-30 Bilder im Serienbild Modus gemacht und ist wieder gegangen.

Humor ist ein wichtiger Bestandteil deiner Bilder. Gibt es aber eine Grenze, die du nicht überschreiten würdest? Ich frage das, weil du gerade im Fotoraum Köln deine Arbeit „Animal Escape Plan“ gezeigt hast und ich finde, dass sie sich ein wenig unterscheidet von anderen: Die Bildsprache ist mehr oder weniger die gleiche, aber es fehlt der Humor.

„Animal Escape Plan“ ist wirklich nicht die lustigste Arbeit von mir. Das hängt natürlich mit dem Thema zusammen, weil es da um Nutztiere geht, die der Tötung entkommen sind und auf Lebenshöfen leben.

Militärmessen sind auch nicht lustig, aber deine Bilder von ihnen sind es.

Das hat damit zu tun, dass auf den Militärmessen diese unglaublichen Inszenierungen stattfinden und die Menschen wie in einer Blase agieren, die nichts mit der Welt abseits der Messen zu tun hat. Da gibt es zum Beispiel Slogans wie „70 Years Defending Peace“ von Kalaschnikow oder „Engineered For Life“ von einem US-Hersteller. Das hat ja schon einen Orwellschen Charakter. Aber ja, Humor kann ein Mittel sein, um Menschen für ein Thema zu begeistern. Zudem entspricht es eher meiner Art. Bei „Animal Escape

Plan“ gibt es wenig Bilder, die humorvoll sind, aber das war auch ein anderer Ansatz. Vielleicht hat es auch etwas mit meiner eigenen Stimmung zu der Zeit zu tun. Aber um auf deine Frage nach den Grenzen zu antworten: Ich glaube schon, ja. Ich will keine Menschen bloßstellen und frage mich, ob ich mich nun gerade über jemanden lustig mache. In „Nothing Personal“ gibt es ein Foto von einem Kameramann, der bei einer Presstour eines Waffenherstellers unterwegs war und sein riesiger Bierbauch ragt unter dem Shirt hervor und auf dem Tisch vor ihm liegen die Maschinengewehre. Das Bild habe ich dann nicht mit ins Buch genommen. Denn worüber genau lachen wir? Was ist witzig an dem Bild? Und was bringt es für die Serie? Das muss man jedes Mal und von Fall zu Fall neu entscheiden.

Nach dem russischen Überfall auf die Ukraine 2022 hast du deinen russischen Pass verbrannt, das fotografiert, gepostet und als NFT sowie als Poster-Edition zu Gunsten der Ukraine-Hilfe verkauft. War das dein richtiger Pass oder ein abgelaufener?

Genau, das war mein Pass, der kurz zuvor abgelaufen war und ich hatte einen neuen. Die Frage wird natürlich oft gestellt, allerdings war es in erster Linie meine fotografische Antwort. Das missverstehen Leute oft. Dadurch, dass ich keinen deutschen Pass habe, wäre es schwierig geworden mit dem Reisen. Der Hintergrund ist, dass ich kurz nach Kriegsausbruch für ein Magazin an die polnisch-ukrainische Grenze rei-

sen sollte, um dort Fotos von Geflüchteten zu machen. Ich hatte aber eine Sehnscheidenentzündung und musste den Job absagen, wollte aber gleichzeitig ein Zeichen setzen, dass ich gegen den Angriff Russlands bin und dass der Krieg nicht in meinem Namen stattfindet. Die meisten wussten gar nicht, dass ich die russische Staatsangehörigkeit habe und haben es erst erfahren, als ich das Bild auf Instagram gepostet habe. Ich wollte auch den Ukrainern damit zeigen, dass nicht alle Russen den Krieg unterstützen. Das war eine spontane Entscheidung. Ich hatte den alten Pass, hab mir Feuerzeugbenzin gekauft und den Pass unten an der Spree angezündet.

Wurdest du dafür kritisiert?

Oh ja, ich wurde auch kritisiert. Sowohl von Russen, die in Deutschland leben und die meinen, dass mir das eigentlich eh nichts bedeuten würde. Aber auch von einer ehemaligen Mitschülerin aus St. Petersburg, die das Bild gesehen und mich in einem Insta-Post beschimpft hatte und eine Freundin von ihr mit Kontakten zu irgendeinem Ministerium meinte, dass ich sofort verhaftet werde, wenn ich das nächste Mal einreisen sollte. Es hat sich aber dennoch richtig angefühlt, das Foto zu machen und ich würde es heute auch wieder tun. Denn diese Vorstellung, dass wir in Deutschland in Sicherheit sind, weil wir keine Konsequenzen zu befürchten haben, und deshalb die Füße still halten sollen, halte ich für Quatsch. Meine Aktion war vielleicht sehr laut, aber als Fotokünstler ist es eine Möglichkeit, sich zu positionieren. Und insgesamt waren die Reaktionen sehr positiv und es gab viel Zuspruch.

Buchrelease und Vernissage von „Nothing Personal“ am 25. Januar 2024 in der Freelens Galerie Hamburg. pupublishing.com